

Triage in der Jugendpsychiatrie

Weil so viele junge Menschen unter der Pandemie leiden und es an Fachpersonal mangelt, müssen Kinder- und Jugendpsychiatrien selektionieren, teilweise kommt es zu Wartezeiten von einem Jahr

Fabienne Riklin

«Wir sind Land unter», sagt Michael Kaess, Direktor und Chefarzt der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universitären Psychiatrischen Dienste Bern (UPD). Um fast 50 Prozent sind die Fallzahlen während der Pandemie gestiegen, die akuten psychiatrischen Notfälle in einigen Phasen gar um 100 Prozent. «Wir tun, was wir können, um den jungen Patienten zu helfen. Aber wir brauchen dringend mehr Personal.»

Einige Stellen konnte Kaess in den letzten Monaten zusätzlich schaffen. Das reicht aber bei weitem nicht. Die Situation sei dramatisch, sagt er. «Wir können den Kindern und Jugendlichen nicht die medizinische Behandlung bieten, die ihnen eigentlich zustehen würde.» Insbesondere jene, die sich nicht in einer Notsituation befinden, müssen sich hinten anstellen. Manche warten bis zu einem Jahr, bis man sich ihrer annehmen kann.

Triage nun also auch in den Kinder- und Jugendpsychiatrien? «Anders als auf den Intensivstationen in den Spitälern entscheiden wir nicht unmittelbar über Leben und Tod», sagt Kaess. Aber sie seien gezwungen, zwischen der Schwere der Erkrankungen und der damit einhergehenden Dringlichkeit einer Abklärung oder Behandlung zu unterscheiden. «Es hat schlicht nicht genügend Fachpersonal für alle, vor allem Ärztinnen und Ärzte fehlen.» Und so schnell wird sich dies auch nicht ändern. Etwa zehn Jahre dauert die Ausbildung vom Medizinstudium zum Facharzt. Meist sogar noch mehr.

Aktuell landen sämtliche elektiven Fälle auf einer Warteliste. Dadurch können sich die Psychiater und auch Psychotherapeutinnen um jene kümmern, die in einer lebensbedrohlichen Situation sind. Beispielsweise um diejenigen, die akut suizidgefährdet sind oder an einer schweren Depression, Essstörungen oder Wahnvorstellungen leiden.

Unzähligen Jugendlichen droht Invaliderität

Auch die Klinik für Kinder und Jugendliche der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel (UPK) geht so vor. Psychologen und Ärztinnen nehmen dort die Triage vor. Am Telefon versuchen sie mit den Familien und den Jugendlichen herauszufinden, wer sofort oder



Zu viele junge Patienten, zu wenig Personal. Auch die Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Bern (UPD) muss triagieren

Foto: Tamedia

sehr bald gesehen werden muss und wer noch auf eine Therapie warten kann.

«Bisher war es möglich, alle Notfall- und Krisensituationen aufzufangen», sagt Alain Di Gallo, Chefarzt der Kinder- und Jugendklinik. «Auch jetzt über die Festtage.» Doch weil die Stationen so voll sind, müssen die Jugendlichen teilweise in die Erwachsenenpsychiatrie verlegt werden oder man versucht, mit Jugendheimen eine Lösung zu finden. Für Di Gallo ist klar: «Die Triage darf kein Dauerzustand sein.»

Auch deshalb nicht, weil die Kliniken zulasten einer frühzeitigen Diagnose und entsprechender Therapie triagieren müssen. «Dabei wäre es wichtig, psychische Prob-

leme rasch zu behandeln, sonst droht eine Verschlimmerung», sagt Di Gallo. Das sieht auch Kinder- und Jugendpsychiater Kaess so. Im Jugendalter werde der Grundstein für ein gesundes Leben gelegt. «Wir sollten daher alles daransetzen, dass Kinder und Jugendliche die bestmögliche Behandlung erhalten und damit in die Gesundheit einer Generation investieren.» Ansonsten drohen unzählige Jugendliche in die Invaliderität zu rutschen.

Schon vor der Pandemie war die Situation in der Kinder- und Jugendpsychiatrie angespannt. Doch die Krise hat die Situation verschärft. Grund dafür: Viele nahe Bezugspersonen von Kindern und Jugendlichen – Eltern, aber auch Lehrerinnen und Berufsbe-

gleiter – sind selbst erschöpft. Das Umfeld, das den Kindern Sicherheit bieten sollte, gerät an seine Grenzen. Vor allem, wenn es bereits zuvor belastet war, beispielsweise durch konfliktreiche Beziehungen, enge Wohnverhältnisse oder finanzielle Schwierigkeiten.

Keine einheitliche Strategie für schulpflichtige Kinder

«Wir sehen viele psychische Krisen, bei denen ich den Eindruck habe, dass die Kinder Symptomträger ihres überforderten Umfeldes sind», sagt Di Gallo. Grosse Sorgen bereiten ihm auch die depressiven Stimmungen der Jugendlichen, vor allem der Mädchen. Oft sind diese auch mit Suizidalität verbunden.

Diese widerspiegelt sich auch beim Beratungstelefon 147 der Stiftung Pro Juventute. Täglich rufen dort sieben Jugendliche an, um über Suizidgedanken zu sprechen. Im Vergleich zu den Jahren vor der Pandemie sind das fast doppelt so viele. «

Die psychische Situation von Kindern und Jugendliche hat sich insbesondere im zweiten Corona-Jahr noch einmal verschlechtert», sagt Lulzana Musliu von Pro Juventute. Es sei unverständlich, dass nach zwei Jahren Pandemie noch keine einheitliche Strategie für schulpflichtige Kinder besteht. «Man hat es verpasst, weniger einschneidende Massnahmen für Kinder und Jugendliche festzulegen», sagt Musliu.